

## Fakten, Propaganda, Fragen

Kirche und Krieg in Jugoslawien

*Von Otto B. Roegele*

Der Erzbischof von Zagreb (Agram) und Vorsitzende der kroatischen Bischofskonferenz, Kardinal Franje Kuharić, schrieb in den letzten Oktobertagen 1991 an die Außenminister der Staaten der Europäischen Gemeinschaft einen Brief, in dem er auf die Leiden der Zivilbevölkerung in diesem »grausamen Massaker« hinwies und dringend um eine wirksame Aktion zur Beendigung des Krieges bat. Wie groß die Verbitterung und Enttäuschung über die Untätigkeit der europäischen Demokratien sind, geht aus der Aufforderung des Kardinals hervor, wenigstens die Militärattachés der EG-Botschaften in Belgrad sollten sich einmal aus ihren Bürostühlen erheben, die zerstörte Stadt Vukovar aufsuchen und sich mit eigenen Augen von dem »schrecklichen Zustand« überzeugen, der 15 000 Menschen, darunter 2 000 Kinder, seit Monaten dazu zwingt, in Kellern zu leben.

In Kroatien wurden inzwischen einige tausend Menschen getötet. Die Zahlen schwanken zwischen 3 000 und 22 000. Eine halbe Million Obdachlose und Flüchtlinge sind unterwegs, in Lagern, Schulhäusern, Zelten, Kellern. Die Praxis der serbischen Kriegsführung enthüllt im offensichtlichen Widerspruch zu den Beteuerungen und »Waffenstillstands«-Unterschriften ihrer Politiker und Diplomaten immer ungenierter ihre Ziele: Die kroatische Bevölkerung soll ihrer Existenzgrundlage beraubt, aus der Heimat verjagt werden. Es ist eine Strategie der verbrannten Erde und der gewaltsamen Vertreibung. Der Krieg findet auf dem Boden der Teilrepublik Kroatien und in dem von Kroaten bewohnten Gebiet Bosniens statt. Es geht ohne Zweifel darum, die physischen Voraussetzungen zu schaffen, vollendete Tatsachen sozusagen, um die Grenzen zuungunsten Kroatiens verändern zu können.

Der Krieg in Jugoslawien ist zwar ein Bürgerkrieg, aber nicht von der klassischen Art. Er wird nicht einfach zwischen Bürgern unterschiedlicher politischer Richtung ausgetragen, sondern zwischen Nationalitäten, »ethnischen Gruppen«, eigentlich zwischen Völkern. Das von den Siegern im Ersten Weltkrieg geschaffene Kunstgebilde Jugoslawien ist zwar in Wirklichkeit schon zerfallen, aber seine Zersetzungsprodukte vergiften noch lange die Beziehungen zwischen seinen Bewohnern.

Die serbische Führung bekennt sich noch immer zum Kommunismus, und das verbindet sie wohl mit der Führung der »regulären« Armee, die sich noch immer mit dem paradoxen Namen »Volksarmee« schmückt. Hier kämpfen zwei Relikte der Tito-Zeit um ihr Überleben. Sie können es umso eher, als die Zentralregierung in Belgrad nur noch auf dem Papier besteht. Der Anspruch, den Gesamtstaat auch gegen den Willen der Mehrheit seiner Untertanen zu erhalten, wird von Serbien und der Armee vertreten — in Wirklichkeit meint man jedoch ein vergrößertes Serbien. Die Schöpfer Jugoslawiens, namentlich Frankreich und England, können sich nur schwer von der Illusion trennen, mit etwas diplomatischem Zureden und einer halbherzigen Wirtschaftsblockade ließe

sich der vorige Zustand wiederherstellen. Das erklärt ein gut Teil der Reaktionschwäche der Europäischen Gemeinschaft.

Inmitten des Zerfalls der staatlichen Autorität und der Wirtschaftslähmung durch Inflation und Krieg gilt die Armee als die letzte Institution, in der Befehle in der Regel befolgt werden. Aber selbst hier gibt es Ausnahmen. Das Verwirrspiel um die Beschließung von Dubrovnik bewies, daß auch Armeebefehlshaber nicht mehr gehorchen – und sich dabei vielleicht sogar des Einverständnisses der Führung sicher sein können. Die eine Hand unterzeichnet Waffenstillstandsabkommen, um den naiven Europäern Zeit zum weiteren Nichtstun abzuhandeln, die andere Hand führt den Krieg weiter und besorgt Faustpfänder.

Dieses Doppelspiel kann nur gelingen, weil es eine Gemeinsamkeit der Interessen gibt. Serbien wäre, auf sich und seine Ressourcen allein gestellt, nicht in der Lage, eine so große und so teure Armee zu unterhalten. Nach alledem, was geschehen ist, wird aber auch keine der anderen Republiken, einmal selbständig geworden, die Fragmente dieser Armee übernehmen wollen. Ihre Waffen und Stützpunkte schon, aber nicht ihre Kader. Es kommt hinzu, daß das Offizierskorps der Armee vom serbischen Element beherrscht wird. Dies ist seit den Tagen des Königreichs so, die Herrschaft Titos hat daran nichts verändert, sondern diese Tradition noch befestigt.

Tito war zwar nicht serbischer Herkunft, er stammt aus dem Dorf Kumrovec in Kroatien, nahe der Grenze zu Slowenien. Aber er hat die Armee und die Serben in ihr stets bevorzugt, weil er von ihrer militärischen Tüchtigkeit überzeugt war. Er brauchte eine starke Armee für seine Außen- wie für seine Innenpolitik. Wäre ein Einmarsch nach Jugoslawien ein kleineres Risiko gewesen, hätte Stalin es kaum hingegenommen, daß Tito sich seiner Oberherrschaft entzog, seinen eigenen Kommunismus proklamierte und sogar die Führung in einem Block der Blockfreien übernahm. (Tito selbst hat mit dieser Möglichkeit eines sowjetischen Einmarsches ernstlich gerechnet.) Er hat die Armee durch Privilegien an die Staatsführung gebunden. Kein Wunder, daß sie diese jetzt zu retten sucht, wenn nicht in einem jugoslawischen, dann wenigstens in einem »großserbischen« Staat.

Ein »großserbischer« Staat ist an einer starken Armee seinerseits interessiert, wenn er die dominierende Rolle Serbiens in Südosteuropa aufrechterhalten und die Unterdrückungspolitik gegen die mehrheitlich von Albanern bewohnte Region Kosovo (Amselfeld) fortsetzen will. Auch der schwelende Streit mit Griechenland und Bulgarien um Mazedonien hängt damit zusammen. Die Leiden der Kosovo-Albaner sind viel älter als der jetzige Bürgerkrieg. Sie haben mit den religiösen Verhältnissen kaum etwas zu tun, wohl aber mit dem Anspruch der Serben auf die »historischen Grenzen« des mittelalterlichen serbischen Reiches.

Die serbische Propaganda besitzt einen großen Vorteil, weil die Auslandskorrespondenten in Belgrad stationiert sind und durch den eingespielten Apparat der dortigen Agenturen, vor allem *Tanjug*, und Pressestellen versorgt werden, während Informationen aus den Kriegsgebieten und den Zentren der Teilrepubliken sich nur unter Schwierigkeiten beschaffen lassen. Sie kann außerdem auf eingefahrenen Geleisen der Schuldzuweisung und Diffamierung transportieren, was sie gegen Kroatien vorbringt. Während der Besetzung durch deutsche und italienische Truppen im Zweiten Weltkrieg existierte unter dem Diktator Ante Pavelić ein Satellitenregime, das sich grausamer Methoden gegen jede Regung des Widerstandes bediente. Daß es zu Unrecht und Greuelthaten

gegen Angehörige der serbischen Minderheit in Kroatien kam, wird nicht bestritten, wohl aber die horrende Zahl von Massenmorden an Serben.

Die katholische Kirche soll mit dem Pavelić-Regime sympathisiert und »Zwangskatholisierungen« von griechisch-orthodoxen Serben gebilligt, ja selbst betrieben haben. Dagegen ist zu bedenken: In dem Schauprozeß, der 1946 gegen den Erzbischof von Agram, Aloysius Stepinac, geführt wurde, bildete dieses angebliche Bündnis mit dem Faschismus den Hauptpunkt der Anklage und der Verurteilung zu 16 Jahren Gefängnis. Inzwischen sind die letzten Zweifel daran, daß dieser Prozeß von Tito bewußt als Fälschung inszeniert wurde, ausgeräumt, und zwar auf die denkbar zuverlässigste Weise. Milovan Djilas, damals verantwortlich für die Propaganda des Regimes und einer der engsten Vertrauten Titos, hat im dritten Band seiner Memoiren ausführlich darüber berichtet.<sup>1</sup>

Im übrigen hat Dr. Tudjman, gelernter Historiker, ehemals General der »Volksarmee« und jetzt Präsident des neuen Staates Kroatien, in mehreren zeitgeschichtlichen Untersuchungen die gegen Kroatien erhobenen Vorwürfe aus der Kriegszeit auf ihren Tatsachengehalt reduziert. Er mußte dafür zweimal ins Gefängnis gehen, widerlegt wurden seine Ergebnisse nicht.

Die Liste der zerstörten Kirchen und Klöster in Kroatien ist nicht vollständig zu erheben. Mitte Oktober zählte die Zagreber Kirchenzeitung *Glas Koncila* schon 170 Kirchen und 18 Klöster auf; die Verwüstungen in Bosnien sind dabei nicht berücksichtigt. »Viele Priester sind von den serbischen Streitkräften verschleppt worden. Es ist unbekannt, ob sie als Geiseln festgehalten werden, ob sie noch leben. Die Erfahrung mit den serbischen Truppen läßt befürchten, daß sie in der Gefangenschaft mißhandelt werden; auch auf Morde muß man gefaßt sein. Zu den Verschwundenen gehört der Provinzial der kroatischen Salesianer.«<sup>2</sup>

Leider muß man einräumen, daß die Beziehungen zwischen der römisch-katholischen Kirche und der serbisch-orthodoxen Kirche nicht erst in der letzten Zeit notleidend geworden sind. Die faktische Identität von Katholizismus, Kroaten und Slowenen auf der einen, von Serben, Montenegrinern und Orthodoxen auf der anderen Seite reicht nicht aus, um die Tiefe des Gegensatzes zu begründen. Die serbische Orthodoxie hatte schon immer Angst vor dem »Expansionsdrang« Roms; die vom Zweiten Vatikan-Konzil so stark betonte »Weltzuwendung« hat diese Angst noch vermehrt. Die serbische Orthodoxie kann sich aber auch nicht allzu eng an den Patriarchen in Konstantinopel anschließen, weil sie auf ihrer Unabhängigkeit (Autokephalie) besteht. Sie blickt auf Rußland und sucht sich in ihrem Selbstverständnis als Staatskirche am Vorbild Moskaus auszurichten. Es stört sie dabei auch heute nicht, daß es der Sowjetbotschafter Laurentiew war, der Tito seinerzeit »riet«, die Orthodoxie zu bevorzugen und gegen die katholische Kirche auszuspielen, wobei sich eine enge Zusammenarbeit mit dem Moskauer Patriarchat empfehle.<sup>3</sup>

Wie groß ihr Anhang im Volk ist, weiß die orthodoxe Hierarchie nach einem halben

1 M. Djilas, Jahre der Macht, 3. München 1983; vgl. dazu meinen Beitrag in dieser Zeitschrift 12 (1983), S. 596-602.

2 J.G. Reißmüller in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 31. Oktober 1991.

3 Vgl. M. Djilas, a.a.O.

Jahrhundert kommunistischer Herrschaft wohl selbst nicht genau. Ihr Einfluß auf das intellektuelle Leben dürfte kaum meßbar sein. Manche Eindrücke aus Universität, Presse und Literatur sprechen dafür, daß Serbien im Prozeß des Nachholens der Moderne in manchen Bereichen bei der Konstellation der Dritten Republik angekommen ist: Laizismus, Freimaurerei, Antiklerikalismus. Wenn die orthodoxe Hierarchie das ähnlich sehen sollte, könnte man ihre Inferioritätsangst begreifen.

Gelegentlich hört man das Argument, unter dem kommunistischen Zwangsregime hätten alle Nationalitäten und alle Schichten der Bevölkerung Jugoslawiens in gleicher Weise gelitten; es sei daher nicht statthaft, ja eigentlich unmöglich, in eine Aufrechnung der Ungerechtigkeiten zwischen ihnen einzutreten.

Das ist insofern ein wichtiger Hinweis, als er zeigt, daß der Kommunismus nirgends imstande war, in Titos Reich so wenig wie in der Sowjetunion, die Probleme der in einem gemeinsamen Staat lebenden Nationalitäten zu verringern oder gar zu lösen. Auch in dieser Hinsicht sind Marx und Lenin durch die Geschichte widerlegt. Gewiß, alle wurden durch das Verbot, die ethnischen Unterschiede und die daraus resultierenden Fragen öffentlich zu diskutieren, gemeinsam betroffen. Aber gerade dadurch wurde der Haß geschürt, die Atmosphäre vergiftet, der Sprengstoff aufgehäuft, der die heutigen Explosionen nährt. Die Chance einer aufklärenden, entlastenden Debatte hat es allzu lange nicht gegeben.

Indes, die Serben standen eben doch dem Regime näher als die anderen Nationalitäten. Ihre Hauptstadt Belgrad war auch die Hauptstadt des Gesamtstaats. Irgendwie fühlten sie sich als das Staatsvolk. Regierungs- und Partei-Eliten bewegten sich in einem serbisch geprägten Ambiente. Nicht so sehr in der Ideologiebildung der Partei, mehr in der praktischen Politik herrschte der serbische Einfluß vor.

Die deutsche Geschichte kennt das Beispiel Preußens, das seiner militärischen Überlegenheit die Führungsrolle im Deutschen Reich verdankte. Hier, so sagte man, besitze nicht der Staat eine Armee, es sei vielmehr die Armee, die sich den Staat geschaffen habe. So anders die Verhältnisse im einzelnen waren, so anders der Weg Preußen-Deutschlands verlaufen ist – für die Symbiose, die Interdependenz von Militär und Staat und für deren Auswirkungen auf die Um- und Mitwelt bietet der Vergleich einige Erklärungshilfen.

Serbien brauchte die wirtschaftliche Leistung und die Vitalität der anderen Teilrepubliken, vor allem Kroatiens und des industriell am meisten fortgeschrittenen Sloweniens, um die ambitiöse Politik des von Serben dominierten Gesamtstaats finanzieren zu können. Es ging vornehmlich um zwei Ziele: Die Führungsmacht in einem internationalen Verein der je für sich ohnmächtigen, in ihrer Zusammenfassung aber nicht zu übergehenden »Blockfreien« zu werden und einen Ausgleich zu schaffen für die enormen Unterschiede in der Entwicklung der Regionen im eigenen Staat.

Ein großer Teil des Geldes, das im Norden Jugoslawiens erarbeitet wurde, wurde den südlichen Armutsgebieten zur Verfügung gestellt oder für sie ausgegeben. Diese Umverteilung zu Lasten Sloweniens und Kroatiens geriet umso mehr zum Ärgernis, je länger der versprochene Effekt ausblieb, je weiter die Schere zwischen Nord und Süd auseinanderklaffte, je unzufriedener auch die Empfänger wurden, die lieber selbst über die Verwendung der Zuflüsse entscheiden wollten, als sich Vorschriften von der Zentrale zu beugen. Die doktrinaire Planwirtschaft, das Versagen der Bürokratie, innerparteiliche Machtkämpfe, das leistungswidrige »Selbstverwaltungssystem«, das seinen Namen

kaum verdiente, die Vergabe von Management-Posten an ausgediente Parteifunktionäre – das alles brachte den Transfer von Nord nach Süd in Mißkredit.

Ein besonders schmerzlich empfundenenes Kapitel bildete die Devisenbewirtschaftung durch die Staatsbank. In Slowenien gab es ein florierendes Exportgeschäft mit Industriegütern und Dienstleistungen. Kroatien erhielt reichlich Devisen aus dem Tourismus in Dalmatien. Die Staatsbank ließ jedoch denen, die sie erwirtschaftet hatten, nur einen Bruchteil in Auslandswährung und führte den Löwenanteil den Konten der Zentrale zu. Das Mißtrauen wurde noch verstärkt durch unübersichtliche Manipulationen an der Währungsschraube.

So waren slowenische Druckereien nicht in der Lage, die Druckfarbe einzukaufen, die sie brauchten, damit ihre hochmodernen Maschinen die Millionenaufträge ausländischer Versandhäuser (Mehrfarbenkataloge) ausführen konnten, die ihnen angeboten wurden. Sie mußten zusehen, wie eine schikanöse Abschöpfungspolitik sie um ihre besten Verdienstmöglichkeiten brachte, obwohl deren Nutzung dem Gesamtstaat zugutegekommen wäre. So setzte sich allmählich der Eindruck fest, daß man von der Zentrale unter dem Vorwand der innerstaatlichen Entwicklungshilfe nur ausgebeutet werde.

Auch diese Gegensätze sind nicht frei von Einflüssen aus der Welt der Religion. Das katholische Dalmatien, heute fast ganz kroatisch besiedelt, hat eine römische, eine venezianische, schließlich eine österreichisch-ungarische Vergangenheit. Es blickt über die Adria nach Italien, nach Rom, nach Europa. Der Nachkriegskonflikt um Triest und das (heute slowenische) Hinterland, der mit einem Kompromiß beendet wurde, hat den Verkehr über die Grenze nicht dauernd behindern können. Eine italienische Minorität in Istrien hat sich behaupten können. Einer der stärksten italienischsprachigen Radiosender steht in Koper (Capodistria). Die Fenster nach Italien sind weit geöffnet.

Die Botschaft des Konzils floß früher und in breiterem Strom nach Slowenien und Kroatien ein als nach Polen oder in die Tschecho-Slowakei. Dazu hat eine lebendige Kirchenpresse erheblich beigetragen. *Glas Koncila* in Zagreb und *Družina* in Laibach konnten sich Freiräume erkämpfen. *Družina* erreichte eine Auflage, die etwa zehn Prozent der Gesamtbevölkerung entspricht, kommt also in fast jedes Haus. Der Redakteur Dr. Merlak mußte diesen Erfolg zwar teuer bezahlen, mit einem »Devisenprozeß« nach Nazi-Muster, mit Gefängnishaft und Krankheit; er hat aber ein Beispiel der Standhaftigkeit gegeben, das auch der Gegner respektiert. Die slowenische Kirche hat ihre eigene Welt vor Fremdbestimmung bewahrt und in entscheidenden Fragen (z.B. Abtreibung) öffentlich widerstanden.

Wie immer der Krieg in Jugoslawien enden wird – er wird tiefe Wunden hinterlassen, die noch lange schmerzen werden. An eine freundnachbarliche Zusammenarbeit zwischen den Gegnern, die sich so viel angetan und noch mehr vorgeworfen haben, ist weniger denn je zu denken. Für eine leidenschaftslose Aufarbeitung der Vergangenheit fehlen alle Voraussetzungen.

Auch für Hoffnungen auf die Zukunft gibt es wenig Grund. Die Erwartungen, die man dem »Westen« entgegenbrachte, sind schrecklich enttäuscht worden. Die internationalen Institutionen haben sich unfähig gezeigt (und sogar Zweifel an ihrem Willen aufkommen lassen), dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Sie sind in ihrer Aktionsfähigkeit nicht über das Rote Kreuz im Ersten Weltkrieg hinausgekommen, die Betrof-

fenen fragen sich nun, wofür der ganze Aufwand eigentlich geschehen sein soll: Vereinte Nationen, Sicherheitsrat, Charta der Menschenrechte, Europäische Gemeinschaft, Ministerräte, Kommission, Parlamente, Westeuropäische Union, NATO e tutti quanti.

Werden die Europäer, die sich gegenüber dem weit entfernten Krieg am Golf in so große emotionale und materielle Unkosten stürzten, durch den Krieg mitten in Europa zu der Erkenntnis gebracht werden, daß sie mitschuldig werden, wenn sie keine brauchbaren Instrumente entwickeln, um solchen Greueln zu begegnen?

Warum erweist sich die Ablösung der titoistischen Sekte des Kommunismus als so viel schwieriger und leidvoller, während die leninistisch-stalinistische »Großkirche« eher geräuschlos, einfach durch Präsidialverfügung, ohne jegliche Einwirkung von außen, an ihrer eigenen Schwäche zusammenbricht?

Haben die christlichen Kräfte in der nunmehr freien Region Europa ein praktisches Konzept für Rat und Hilfe, mit dem sie am Tage nach dem Ende des Bürgerkriegs zur Stelle sind? Gibt es ein anwendbares, vielleicht sogar erprobtes Regelwerk für das Neben- und Miteinander ethnischer Gruppen in einem gemeinsamen Staat, in kirchlichen und weltlichen Gemeinden? Oder werden wir, wenn die Waffen endlich schweigen, genauso ratlos, gutwillig und beschämt dastehen und die Hände ringen wie jetzt?